

# MYTHOS STEFAN MÜLLER FREMDENLEGION

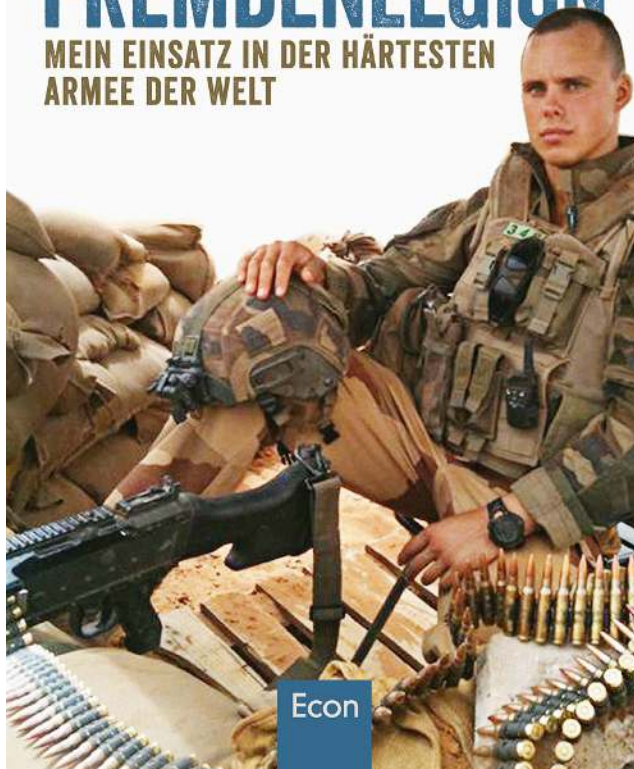
MEIN EINSATZ IN DER HÄRTESTEN  
ARMEE DER WELT



Econ

# MYTHOS STEFAN MÜLLER FREMDEULEGION

MEIN EINSATZ IN DER HÄRTESTEN  
ARMEE DER WELT



Econ

## **Das Buch**

Im Jahr 2009 bewirbt sich Stefan Müller bei der französischen Fremdenlegion. Zu diesem Zeitpunkt weiß er kaum mehr von dieser sagenumwobenen Truppe, als die Internetsuchmaschine ausspuckt. Sein altes, bequemes Leben in Deutschland reicht ihm nicht. Er will Abenteuer erleben und in den Kampf ziehen. Fremdenlegionär zu werden, ist sein größtes Ziel.

Er durchläuft die harten Aufnahmetests - ohne Französischkenntnisse. Und er wird in die Fremdenlegion aufgenommen. Er bekommt eine neue Identität, kämpft sich durch die Grundausbildung und diverse Lehrgänge und wird am Ende Caporal. Nun darf er selbst Befehle geben und ist für seine Männer verantwortlich. Von Anfang an führt er Tagebuch, um seine Eindrücke bei der Fremdenlegion festzuhalten. Er ist hautnah dabei und kann ungeschminkt berichten: von der Auswahl der Rekruten, von der Härte der Ausbildung, vom gnadenlosen Drill, von den Einsätzen in umkämpften Gebieten und vom Alltag bei der Fremdenlegion. Dabei glorifiziert Stefan Müller seine Zeit als Fremdenlegionär nicht.

Fünf Jahre sind genug: Stefan Müller verlässt die Fremdenlegion nach Ablauf seines Vertrags im Jahr 2014. Er suchte die Herausforderung, er wollte an seine persönlichen Grenzen gehen, psychisch wie physisch. Das alles hat er geschafft. Und er hat Abenteuer erlebt - aber zum Teil ganz andere, als er sich vorgestellt hatte.

## **Der Autor**

Stefan Müller (\*1985) diente in der Division Spezielle Operationen der Bundeswehr, bevor er sich zwei Jahre später für fünf Jahre bei der Fremdenlegion verpflichtete. Er durchlief dort die Grundausbildung, wurde als Waffenspezialist an der Eryx ausgebildet und absolvierte drei Kommando- und den Caporals-Lehrgang erfolgreich. Er spricht Deutsch, Englisch, Russisch - und seit der Fremdenlegion auch Französisch. Heute arbeitet er in der Sicherheitsbranche.

**Stefan Müller**

# **Mythos Fremdenlegion**

**Mein Einsatz in der  
härtesten Armee der Welt**

**Aufgeschrieben von Martin Specht**



Econ

Um die Persönlichkeitsrechte einiger Akteure zu wahren, wurden deren Namen und Personenbeschreibungen verfremdet. Alle in diesem Buch dargestellten Ereignisse, Szenen und Dialoge haben sich aber wie beschrieben so oder in sehr ähnlicher Weise abgespielt.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-buchverlage.de](http://www.ullstein-buchverlage.de)



Wir wählen unsere Bücher sorgfältig aus, lektorieren sie gründlich mit Autoren und Übersetzern und produzieren sie in bester Qualität.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Widergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

ISBN: 978-3-8437-1151-7

© der deutschsprachigen Ausgabe  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015

© für Fotos im Bildteil: privat  
Redaktion: Michael Schickerling, München,  
und Desirée Šimeg, Gersthofen  
Umschlaggestaltung: FHCM GRAPHICS, Berlin  
Foto Umschlag: Stefan Müller

E-Book: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch widme ich meinem Freund und Mentor Hans »JoHan« Moser. Es war sein Wunsch, dass ich meine Erinnerungen und Erlebnisse der Nachwelt hinterlasse. Leider hast du es bis zur Veröffentlichung des Buches nicht geschafft, unter uns zu bleiben und bist am 6. Dezember 2013 von uns gegangen. Unvergesslich bleibst du in bester Erinnerung an die vielen schönen, lustigen und auch abgefahrenen Momente in meinem Leben. Von dir durfte ich all das kennenlernen, was man weder mit Geld kaufen noch in Büchern finden konnte. Jedes Jahr am 6. Dezember zünde ich eine Kerze für dich an und verbleibe einen Moment in meinen Erinnerungen. Ich danke dir für alles, mein Freund!

# Inhalt

[Über das Buch und den Autor](#)

[Titelseite](#)

[Impressum](#)

[Widmung](#)

[Wüstensand](#)

[1 Bienvenue in der Fremdenlegion](#)

[Shave](#)

[Bonne chance](#)

[Identität](#)

[Présélection](#)

[Mama, Papa, PlayStation](#)

[Woran glaubst du?](#)

[Geschichtsstunde](#)

[Besiegelt](#)

[Parlez-vous Français?](#)

[Famas](#)

[Drill](#)

[Die Sechs-Stunden-Regel](#)

[Bam! Bam!](#)

[Marsch »Képi Blanc«](#)

[2 Einmal Elfenbeinküste und zurück](#)

[Schrubber](#)

[Bonne année](#)

[Kampfkompanie](#)

[Explosiv](#)

[Tattoo](#)

[Zu allem bereit](#)

[Kaufrausch](#)

[Afrika](#)

[Sticheleien](#)

Nulleinhundert  
Schmuggler  
Pizza Speciale

### 3 Vom Légionnaire zum Caporal

Hasenjagd  
Nachtorientierungsmarsch  
Zombies  
Macho  
Europapark  
Spring!  
Unter Wasser  
Saturday Night Fever

### 4 Mission courte durée am Golf

Wüste  
Grün ist die Nacht  
Luxus am Golf  
Andere Länder, andere Sitten

### 5 Legio Patria Nostra

Rockstar  
Alte Freunde  
Gründe  
Holiday  
Entscheidungen  
Universal Soldier  
Interaktion  
Feiertage  
Ausgemustert  
Scheiße, ich bin tot

### 6 Einsatz in Mali

Operation Serval  
Gao  
Der erste Einsatz  
Mon frère



[Brückenarbeiten](#)  
[Mangos und Gefechtsrationen](#)  
[Notfall](#)  
[Geisterdorf](#)  
[Sprengekraft](#)  
[Netzprobleme](#)  
[Erwischt](#)  
[Malaria](#)  
[Stählerne Pferde](#)  
[Feindkontakt](#)  
[Knapp](#)  
[Ehre der Kompanie](#)  
[Good-bye, Mali](#)

## [7 Adieu Fremdenlegion](#)

[Heimat](#)  
[Zukunftspläne](#)  
[Abschied von meiner großen Familie](#)  
[Sind Sie Franzose?](#)  
[Gutes Ende](#)

[Nachwort](#)

[Danksagung](#)

[Bildteil](#)

[Feedback an den Verlag](#)

[Empfehlungen](#)

# Wüstensand

Hitze. Endlose, schier unerträgliche Hitze. Hier draußen in der Wüste war es so heiß, dass mir das Atmen schwerfiel. Und dann noch der verdammte Wüstensand überall. Der Stoff meiner verschwitzten Kampfuniform war voll davon, mein Gesicht und meine Maschinenpistole ebenso. Ich nahm einen großen Schluck aus meiner Wasserflasche. Sand knirschte zwischen meinen Zähnen - und erfrischend war das warme Gesöff auch nicht. Am liebsten wäre ich jetzt kopfüber in einen eiskalten See gesprungen. Stattdessen war ich in der verflixten Wüste auf todlangweiliger Mission. Absolut zero action hier.

Nur ein Gecko kroch langsam auf einen Stein, der neben dem Fahrzeug lag. Sonst bewegte sich hier nichts. Auch wir vermieden jede unnötige Bewegung, die nichts brachte außer Schweißausbrüche.

Wir hatten eine kurze Pause eingelegt, um auf neue Anweisungen zu warten. Über dem weitläufigen Gebiet vor uns kreisten Helikopter. Wenn sie etwas Verdächtiges bemerken würden, wäre es unsere Aufgabe, hinzufahren und uns das Ganze mal genauer anzusehen. Wir waren mehrere Stunden Autofahrt vom nächstgelegenen Stützpunkt entfernt. Außer dem Brummen des Motors im Leerlauf war nur das Heulen des Windes zu hören. Ein heißer Wind aus nordwestlicher Richtung blies Sand und Dreck vor sich her. Ich zog mein Tuch, das ich mir zum Schutz gegen den Staub vors Gesicht gebunden hatte, jetzt wieder über den Mund. Ich stand in der offenen Luke des Geländewagens. Nirgendwo gab es Schatten in dieser Ebene, die sich scheinbar endlos bis zum Horizont erstreckte. Außer einem gleißenden weißen Himmel und

hellem Sand und Geröll war weit und breit nichts zu sehen. Keine Farben, kein Grün, keine Wolken, nichts. Alltag in Mali.

Ich befand mich in der Sahelzone im Norden des Landes – eine Gegend, in der Steppe und Savanne in die sandigen Weiten der Sahara übergehen. Vereinzelt gab es in dieser Einöde schwarze Gesteinsbrocken und trockene Dornbüsche.

Im Januar 2013 hatte Frankreich mit der Operation Serval begonnen und Truppen nach Mali geschickt. Islamisten hatten große Teile Nordmalis unter ihre Kontrolle gebracht und rückten in Richtung Süden auf die Hauptstadt Bamako vor. Frankreich – einstige Kolonialmacht – griff ein und führte Krieg gegen sie. Daran waren von Anfang an auch Einheiten der Fremdenlegion beteiligt.

Innerhalb weniger Wochen gelang es, die Aufständischen zurückzudrängen. Timbuktu, Gao und weitere Städte im Norden wurden befreit. Die Islamisten zogen sich in die Wüste zurück und versteckten sich.

Im Mai 2013 kam ich mit meinem Regiment – dem 2<sup>e</sup> Regiment étrangère d'infanterie – nach Gao. Die Patrouillen der Fremdenlegion hatten die Aufgabe, die Islamisten in dem riesigen und schwer zugänglichen Gebiet – ungefähr so groß wie die Bundesrepublik Deutschland – aufzuspüren. Ein schwieriger und langwieriger Job. Denn unsere Gegner blieben in ihren Verstecken und griffen nur gelegentlich aus dem Hinterhalt an.

Außer mir saßen an diesem Tag noch ein Sergent und der Fahrer in dem Geländewagen. Ich hatte die beiden erst am Tag vorher kennengelernt. Sie gehörten einer anderen Einheit an und brauchten einen dritten Mann für die Mission. Da ich gerade meine Malaria auskuriert hatte und meine Kompanie – während ich noch im Lazarett lag – zu einer zweiwöchigen Patrouillenfahrt aufgebrochen war, stand ich zur Verfügung. Alles war besser, als blöd

rumzusitzen. Ich war seit drei Tagen wieder gesund und hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich untätig war. Außerdem wollte ich endlich wieder raus und was erleben, ich sehnte mich nach Action. Leider war es unmöglich, dass ich zu meiner Kompanie stieß. Sie befand sich mitten im Nirgendwo und war nur per Helikopter zu erreichen. Die Helis flogen aber keinen einzelnen Legionär »mal eben« mitten ins Kampfgebiet, nur um ihn bei seiner Einheit abzuliefern.

Stattdessen hatte man mich mit einer Ladung Wasser, Bier, irgendwelchen Fahrzeugteilen und Munition mitten in der Wüste und mehr als fünf Stunden von meiner Kompanie entfernt abgesetzt. Dort war ich auf die Einheit der Fremdenlegion gestoßen, mit der ich nun seit sechs Uhr morgens auf Aufklärungsmission war. Der Sergent, ein sportlicher Typ, hatte das Kommando. Er war Jugoslawe, um die dreißig Jahre alt, schätzte ich. Wenn er lachte, leuchtete eine Reihe strahlend weißer Zähne aus seinem sonnengebräunten Gesicht. Eine längliche Narbe zeichnete sich deutlich auf seiner rechten Wange ab. Der Fahrer, ein Rumäne, war jünger. Er hatte einen beeindruckenden Bizeps, eng beieinanderstehende Augen und – wie die meisten Legionäre – einen kahlgeschorenen Schädel.

Mittlerweile war es elf Uhr, wir waren schon seit fünf Stunden unterwegs. Bisher war rein gar nichts passiert. So langsam bekam ich echt miese Laune. Von Action keine Spur. Ich stand auf dem Rücksitz, streckte den Oberkörper durch die Luke im Dach und checkte gelangweilt die Umgebung. Meine Maschinenpistole lag vor mir. Niemand sprach, die sengende Hitze setzte uns allen gleichermaßen zu. Ich sah durch mein Fernglas: vor Hitze flimmernde Luft, sonst nichts.

Der Sinn und Zweck solcher Aufklärungsmissionen ist ja, den Feind aufzuspüren und ihn zum Kampf zu stellen. In Mali wurde das dauernd gemacht. Die Kompanien waren dabei tage- und wochenlang unterwegs. Jeder von uns

hoffte, dass es endlich einmal zum Kampf kommen würde. Dafür waren wir ausgebildet und nach Mali geschickt worden. Aber in neunzig Prozent aller Fälle ereignete sich nichts. Die Islamisten tauchten lieber ab, wenn sie uns kommen sahen.

Auf einmal meldete sich der Sergeant: »Seht ihr das auch? Schräg rechts vor uns.«

Ich blickte in die Richtung. Ja, da war vielleicht etwas, in ein bis zwei Kilometern Entfernung. Ich schaute durch ein Fernglas und sah, dass dort eine große Staubwolke aufstieg. So viel war sicher. Und sie bewegte sich gegen die Windrichtung. »Kann sein, dass dort etwas fährt«, meldete ich. In der Wüste erkennt man Fahrzeuge schon aus großer Distanz, weil sie eine ziemliche Staubfahne hinter sich herziehen.

Es war definitiv ungewöhnlich, dass sich jemand so tief in der Wüste aufhielt. Die Nomaden beschränkten ihre Wanderungen wegen der Kämpfe mit den Islamisten auf belebtere Gebiete. Hier gab es nichts außer der algerischen Grenze, die ein paar hundert Kilometer weiter nördlich verlief. »Das schauen wir uns mal aus der Nähe an!«, entschied der Sergeant.

Ich hielt meine Maschinenpistole fest, das Fahrzeug fuhr ruckartig an. Ich stellte mich breitbeinig auf den Sitz, um das Gleichgewicht zu halten. Auch unser Wagen zog nun eine meterhohe Staubwolke hinter sich her. Wer immer da draußen unterwegs war, konnte uns also jetzt ebenfalls leicht entdecken. Für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich daran, dass wir nur zu dritt und relativ schwach bewaffnet waren. Wir waren die Vorhut einer Gruppe von sieben Fahrzeugen, die mehrere hundert Meter hinter uns fuhren. Bei den Aufklärungsmissionen ist Schnelligkeit ein entscheidender Faktor, deshalb wird auf schwere Waffen verzichtet. Scheißegal, jetzt war endlich was los!

Die Staubfahne am Horizont bewegte sich immer noch in die gleiche Richtung. Unser Fahrer trat aufs Gas. Solange

der andere uns nicht entdeckte und die Richtung beibehielt, hatten wir eine Chance. Wir näherten uns seitlich und holten schnell auf. Ich sah, wie der Schatten unseres Fahrzeugs auf dem Boden neben uns herflitzte. Das VBL hat eine gedrungene Silhouette: vier Räder, kantige Form. Ein schnelles, geländegängiges Aufklärungsfahrzeug, 90 Stundenkilometer fix. Als ich es das erste Mal sah, musste ich an eine Wüsten-Rallye denken.

Ich schob das Tuch fester vor meine Nase und zog den Kinnriemen meines Helms nach. Der heiße Fahrtwind blies mir ins Gesicht, die Sandkörner fühlten sich an jeder unbedeckten Stelle an wie tausend Nadelstiche. Ich kniff die Augen zusammen, denn selbst meine Sonnenbrille konnte mich nicht vor ihnen schützen, und hob mein Gewehr. Jedes Mal, wenn wir über eine Bodenwelle oder einen Stein rasten, machte das Fahrzeug einen ordentlichen Satz. Ich wurde in meiner Luke hin und her geworfen und stemmte mich gegen den Rand, um nicht herausgeschleudert zu werden.

»Und? Was siehst du?«, wollte der Sergent von mir wissen. Für einen kurzen Augenblick glaubte ich, durch mein Fernglas einen schwarzen Punkt im wehenden Sand zu sehen. Es fiel mir schwer, das Gewehr ruhig zu halten, und jedes Ruckeln des Geländewagens veränderte mein Blickfeld. Plötzlich sah ich etwas aufblitzen – wie aus Metall. »Irgendetwas ist da ...«, sagte ich.

Mit einer scharfen Drehung steuerte das VBL unvermittelt nach links und ich schleuderte mit Karacho mit dem Becken gegen den Rand der Luke.

»Verdammt!«, schrie ich den Rumäne an. »Pass doch auf!«

»Sorry, Felsen!«, meldete der Fahrer knapp zurück. »Musste ausweichen.« Wir rasten weiter.

Zum Glück hatte ich den Haltegurt meines Gewehrs an einem Karabinerhaken meiner Weste befestigt – sonst wäre

es in hohem Bogen weggeflogen und läge jetzt irgendwo im Wüstenstaub.

Als ich wieder festen Stand hatte, unterdrückte ich den Schmerz und konzentrierte mich voll auf meine Aufgabe. Die Staubwolke war inzwischen viel größer geworden, wir hatten ordentlich aufgeholt. Ich schaute noch einmal durch das Fernglas und schob den Sicherungshebel meiner MP zurück. Man weiß ja nie.

»Da ist ...«, sagte ich mehr zu mir selbst als zu den anderen. Ich glaubte, für den Bruchteil einer Sekunde etwas Schwarzes gesehen zu haben. Aber dann verschwand es in einer Senke.

Einmal glaubte ich, ein Motorengeräusch zu hören, das nicht von uns kam. Ein hohes, fast kreischendes Brummen. Doch dann war es wieder weg. Der Rumäne trat das Gaspedal wieder durch und wick Steinen und vertrocknetem Gestrüpp aus, so gut er konnte. Neben mir bog sich die auf dem Dach angebrachte Antenne des Funkgeräts nach hinten.

Mittlerweile war ich richtig aufgeregt, spürte den Adrenalinkick. Ich wollte unbedingt wissen, was da vor uns war, und kam mir vor wie ein Jäger auf Beutezug. Totaler Tunnelblick: Es gab nur noch uns und das unbekannte Fahrzeug, das den Staub aufwirbelte. Es war unvermeidlich: Sehr bald würden wir auf den Unbekannten treffen. Und wir mussten auf alles gefasst sein.

Meine Waffen waren das Einzige, was ich jetzt brauchte. Außer der MP hatte ich eine Pistole bei mir, die an meiner Weste angebracht war. Ohne hinzuschauen, berührte ich den Griff der Waffe. Sie war da, und das gab mir ein gutes Gefühl. Irgendwie beruhigend.

Da! Auf einmal war wieder das Motorengeräusch zu hören. Ich riss das Zielfernrohr hoch - nichts.

Plötzlich schoss ein Motorrad über eine Bodenwelle in die Höhe. Die Maschine flog für einen kurzen Augenblick durch

die Luft, der Fahrer stand im Sattel. Er hatte uns bemerkt und gab jetzt auch Vollgas.

»Motorrad vor uns«, schrie ich ins Mikrofon zum Sergeant. Eine Cross-Maschine, ein verdammt schnelles Teil.

»Versucht abzuhausen«, keuchte ich.

Wir setzten uns jetzt direkt mit dem Wagen hinter ihn. Eine rasante Verfolgungsjagd begann. Mein Herz raste ebenfalls - vor Aufregung und Jagdfieber.

»Ist der Typ bewaffnet?«, fragte der Sergeant.

Ich bemühte mich, ganz ruhig zu bleiben. Langsam atmete ich ein und aus, schaute nun durch das Zielfernrohr meiner Waffe. Ich fokussierte mich auf den Motorradfahrer vor uns.

»Ja, Kalaschnikow auf dem Rücken. Eindeutig bewaffnet.«

Der Mann trug schwarze Kleidung und so etwas wie einen Turban; das Metall seiner Waffe glänzte in der Sonne. Er drehte sich um und bewegte einen Arm.

»Moment«, sagte ich ruhig. »Er hat was weggeworfen.«

Wahrscheinlich wirft er Ballast ab, dachte ich, und hofft, so zu entkommen. Die nach uns kommenden Fahrzeuge fanden später an der Stelle einen Tragegurt mit AK-47-Magazinen. Seine Kalaschnikow hatte der Motorradfahrer allerdings behalten.

»Sergeant?«, fragte ich. »Soll ich ihn ins Visier nehmen? Habe gute Sicht.«

»Ja!«

Ich stabilisierte mein Gewehr mit beiden Händen und versuchte, die Stöße unseres Fahrzeugs abzufangen, indem ich ein wenig in die Knie ging. Mein Oberkörper war angespannt.

Wir fahren jetzt direkt in der Staubwolke des Motorrads vor uns. Ab und zu tauchte es daraus auf.

»Verdammt noch mal, ich kann so nichts sehen«, fluchte ich. »Wir müssen uns schräg hinter ihm halten.«

Der Fahrer passte den Winkel leicht an, behielt aber die Geschwindigkeit bei. Dann hatte ich den Typen im Visier:



Der rote Punkt der Zieloptik saß da, wo er hingehörte. Ich glich jedes Ruckeln des Fahrzeugs sorgfältig aus. Da drehte sich der Motorradfahrer wieder für einen kurzen Moment um. Ich sah sein Gesicht durch mein Zielfernrohr und hatte das Gefühl, er könne mich ebenfalls sehen.

»Sergent, ich hab' ihn«, meldete ich. »Soll ich einen Warnschuss abgeben?«

Ich wusste, dass er mir jetzt nicht mehr entkommen konnte. Die Einsatzregeln in Mali schrieben vor, dass man zuerst einen Warnschuss auf Verdächtige abgeben musste – wenn man nicht selbst beschossen wurde. Ergaben sie sich daraufhin, nahm man sie fest. So war es jedenfalls gedacht.

»Schieß auf ihn!«, schrie der Sergent. Okay. Mir war es egal. Ich atmete einmal tief ein und hielt die Luft an, um bei dem Schuss eine ruhige Hand zu haben. Der rote Punkt lag immer noch genau im Ziel. Bei voller Fahrt konnte sich das jede Sekunde ändern. Mit meiner Maschinenpistole konnte ich zwar Dutzende von Kugeln in der Minute abfeuern, aber einfach draufhalten und losballern ging nicht. Im Magazin sind nur fünfundzwanzig Schuss. Wenn sich das Ziel in einiger Entfernung so schnell bewegt, muss man schon genau zielen, um keine Munition zu vergeuden, denn ein Magazinwechsel kostet einfach zu viel Zeit. Ich wartete einen Moment ab, in dem unser Fahrzeug einigermaßen ruhig lag, und krümmte den Finger am Abzug.

Es knallte und ich wurde – *rums!* – in die Luft geschleudert. Etwas Hartes traf mich am Kopf.

»Scheiße, Schlagloch!«, brüllte der Sergent – der in letzter Sekunde gesehen hatte, worauf wir zurasten. Leider ein wenig zu spät. Zwischen Sand, Felsen und Geröll gab es immer wieder tückische Löcher und Senken.

Ich flog aus der Dachluke heraus und knallte auf das Dach des VBL. Um mich herum wurde es dunkel. Ich sah nichts und konnte meine Maschinenpistole nicht mehr finden.

»Schieß doch endlich!«, brüllte der Sergeant.

»Scheiße, ich kann nichts sehen«, antwortete ich, ertastete den Haltegurt und zog meine MP zu mir. Der Motor war aus. Wir standen.

»Schieß! Bevor es zu spät ist!«

Doch mir war immer noch schwummrig. Ich war außer Gefecht gesetzt. Das Motorengeräusch des Motorrads entfernte sich und wurde immer leiser. Verdammt! Der Lauf meines Gewehrs war mir durch die Wucht des Aufpralls vor den Kopf geknallt. Das würde eine ordentliche Beule geben.

Der Sergeant grinste: »Steig ein. Den kriegen wir noch.« Ich schnappte mir meine MP, kletterte in die Luke und hoffte, dass ich doch noch zum Schuss kommen würde.

# 1

## **Bienvenue in der Fremdenlegion**

### Shave

Das Taxi fuhr langsam davon. Es war Montag, der 6. April 2009, vor einer halben Stunde war ich in Straßburg angekommen. Da stand ich nun mit meiner gelben Reisetasche - in einem Land, dessen Sprache ich nicht einmal ansatzweise beherrschte. Ich ließ meinen Blick schweifen: Einige Männer lungerten auf dem Bürgersteig herum. Was waren das denn für Gestalten? Die sahen aus wie Penner. Bei einem ragte ein angebissenes Stück Baguette aus der Jackentasche. Der Typ war unrasiert und schmutzig. Ein anderer hatte eine vergammelte Baseballkappe mit einem großen Loch darin auf dem Kopf. Ein Dritter trug kaputte weiße Turnschuhe ohne Schnürsenkel und hatte keine Jacke bei sich. Auf seinem T-Shirt stand »МОСКВА« - also Moskau. War wohl entweder Russe oder Russlandfan. Oder ihm war egal, was er trug. Dass es Anfang April und noch kühl war, schien ihm jedenfalls nichts auszumachen.

Die übrigen fünf oder sechs Typen, die hier herumstanden, sahen auch nicht viel besser aus. Im Vergleich zu denen wirkte ich in meinem weißen Sweatshirt wie geschleckt. Lediglich ein Farbiger schien mehr auf sein Äußeres zu achten, trug zumindest saubere und vorzeigbare Klamotten. Er war sportlich und muskulös. Die anderen sahen nicht so aus, als würden sie regelmäßig Sport treiben. Eher unfit. Ich schätzte, alle waren im Alter zwischen zwanzig und dreißig.

Einen Moment lang fragte ich mich, ob ich hier richtig war - doch im Grunde bestand kein Zweifel: »Légion étrangère« stand in Großbuchstaben auf einer Mauer, die oben zusätzlich mit Stacheldraht gesichert war. Dahinter

waren ein paar Gebäude zu sehen und ein Fahnenmast mit französischer Flagge. Die Fremdenlegion. Genau da wollte ich hin, deshalb war ich nach Straßburg gekommen. Mehrere Monate lang hatte ich mich intensiv vorbereitet, um alle physischen und psychischen Aufnahmetests zu bestehen und mein erstes Etappenziel zu erreichen: die Grundausbildung der Fremdenlegion. Das war mein Plan, mein einziger Plan. In Deutschland hielt mich jedenfalls nichts mehr.

Doch beim Anblick dieser Typen, die vor dem Eingang der Kaserne herumgammelten, war ich mir nun nicht mehr sicher, ob ich wirklich an der richtigen Adresse war. Die passten meiner Meinung nach eher in ein Obdachlosenasyll. Aber das ließ sich ja hoffentlich schnell klären.

Ich überlegte, ob ich etwas zu den Wartenden sagen sollte, aber so schlecht gelaunt, wie sie aussahen, ließ ich es bleiben. Ich trat näher an sie heran. МОСКВА spuckte auf den Bürgersteig. Der Farbige nickte mir wortlos zu. Die anderen starrten vor sich hin. Keiner machte Anstalten, mit mir ins Gespräch zu kommen. Dann eben nicht. Ich setzte eine unbeteiligte Miene auf – die konnten mich mal! –, stellte meine gelbe Reisetasche auf den Boden und schwieg.

Doch schon nach ein paar Minuten wurde ich unruhig. Ich fragte mich, ob ich an der weißen Tür, die der Eingang zu sein schien, klingeln oder klopfen sollte. Vielleicht musste man sich ja irgendwo anmelden? Ich wollte nichts falsch machen und mir am Ende sinnlos vor dem Stützpunkt die Beine in den Bauch stehen.

Das wurde mir jetzt echt zu blöd. »Légion?«, fragte ich in die Runde. Ich sprach kein Französisch. Légion kriegte ich aber hin. Ein Typ mit strähnigen, dunklen Haaren sagte: »Warte, Deutsch«, und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle an seinem nackten Handgelenk. Damit wollte er wohl eine Uhr andeuten. Irgendwie ging er davon aus, dass ich Deutscher war. Wahrscheinlich, weil Adidas auf meiner

Tasche stand und weil Straßburg nicht weit von der deutschen Grenze entfernt ist. Keine Ahnung ...

Na gut.

Also nicht klingeln oder klopfen, sondern abwarten. Ich verschränkte die Arme vor der Brust und starrte wieder schweigend vor mich hin.

Bevor ich nach Straßburg gekommen war, hatte ich mich im Internet über die Fremdenlegion informiert. Daher wusste ich nicht viel mehr, als Google ausgespuckt hatte: Die Fremdenlegion ist eine Armee aus Freiwilligen, die für Frankreich kämpft. Das Besondere an ihr ist, dass sie aus Nicht-Franzosen besteht. Zumindest die Mannschafts- und Unteroffiziersdienstgrade; die Offiziere stammen hauptsächlich aus der französischen Armee. Nur etwa jeder Zwanzigste hat selbst als Legionär angefangen und sich durch viele Tests hochgedient. Andere kommen schon als Sous-Lieutenant und tun einige Zeit in der Fremdenlegion ihren Dienst, nachdem sie die Akademie in St. Cyr durchlaufen haben. Als ich mich bei der Legion bewarb, waren 136 Nationen vertreten, vor allem aus Asien, Osteuropa und Afrika. Die Fremdenlegion ist ausschließlich den Männern vorbehalten, es gibt keine »Legionärinnen«.

Man kann sich, so erfuhr ich im Internet, nur in Frankreich selbst - nicht in den französischen Überseedepartements oder den Botschaften im Ausland - als Freiwilliger melden. Die sogenannten *postes de recrutement* befinden sich unter anderem in Straßburg, Paris, Perpignan und Aubagne.

In einigen Blogs wurde behauptet, im Kriegsfall kämen die Fremdenlegionäre als Erste zum Einsatz und bekämen stets die gefährlichsten Aufgaben zugeteilt. Die französische Regierung wolle auf diese Weise den Verlust eigener Staatsbürger vermeiden. Wahrscheinlich, so dachte ich, tun sich Politiker damit leichter, Menschen in den Krieg zu schicken, die nicht zu ihren potentiellen Wählern zählen.

Das war übrigens schon 1831 so. Damals war die Fremdenlegion vom französischen König Louis Philippe gegründet worden, der eine Armee haben wollte, die er auch ohne die Zustimmung der Nationalversammlung einsetzen konnte.

Ich persönlich hoffte auf einen schnellen Kriegseinsatz nach meiner Aufnahme in die Legion. Im Jahr 2009 wollte ich nach Afghanistan. Ich hatte gehört, dass die Fremdenlegion dort kämpfte. Ich wollte dabei sein, an der Front, mitten im Gefecht, Mann gegen Mann, auf Leben und Tod.

Aber erst einmal musste ich die Tests schaffen - und die würden kein Zuckerschlecken werden, wie ich gelesen hatte, trotz der Übung im Vorfeld. Die Ausbildung in der Legion gilt, verglichen mit der in anderen Armeen, als extrem hart. Manche Quellen im Internet behaupten sogar: brutal. Ich ließ mich davon aber nicht abschrecken. Es motivierte mich eher, denn ich suchte eine echte Herausforderung und freute mich schon darauf, mein Können unter Beweis zu stellen. Die Grundausbildung bei der Bundeswehr hatte ich mit Leichtigkeit hinter mich gebracht. Und diesmal war ich sogar noch besser vorbereitet. Ich hatte trainiert. Ich war in Top-Form.

Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnete sich endlich die Tür zur Kaserne hinter mir. Jemand trat auf den Bürgersteig. Ich drehte mich um und sah zum ersten Mal in meinem Leben einen echten Fremdenlegionär hautnah. Ich kannte bisher ja nur Bilder aus dem Internet oder aus dem Fernsehen. Der Typ war groß, breitschultrig und aus seinem vernarbten Gesicht ragte eine Hakennase. Irgendwie erinnerte er mich an den Schauspieler Jean Reno. Der Legionär trug eine gründefleckte Tarnuniform. Auf seinem Kopf saß ein grünes Barett.

Alle Augen richteten sich erwartungsvoll auf ihn. Doch er sah gleichgültig über uns hinweg, fixierte einen Punkt irgendwo auf der anderen Straßenseite und schwieg erst

einmal. Ich überlegte, ob ich etwas sagen sollte. Ich wusste aber nicht was – Französisch gleich null – und ließ es bleiben.

Dann fragte der Legionär mit lauter Stimme: »Shave?«

Dazu machte er mit der Hand in Höhe seiner Wange eine kreisende Bewegung. Ich wunderte mich, dass wir in Frankreich auf Englisch angesprochen wurden. Konnte mir aber nur recht sein, denn Englisch verstand ich gut. Ziemlich schräg fand ich allerdings, dass wir ausgerechnet nach Rasierzeug gefragt wurden.

»Towel?«, lautete die nächste merkwürdige Frage. Immerhin wusste ich – dank Internet – dass man zur Bewerbung unter anderem Wasch- und Rasierzeug mitbringen sollte. Hatte ich also in meiner Reisetasche.

Aber trotzdem: Niemals hätte ich erwartet, dass es so wichtig war, als dass man hier als Allererstes danach gefragt würde.

»Was wollen Sie hier?«, wäre naheliegender gewesen. Oder: »Möchten Sie zur Légion étrangère?« Aber der Legionär ging offensichtlich davon aus, dass jeder, der vor ihm stand, zur Fremdenlegion wollte.

Der Jean-Reno-Verschnitt blickte ausdruckslos von einem zum anderen: »Towel?«

Ich nickte, als er mich fragend ansah. Die Hälfte der Gruppe hatte die Sachen nicht dabei. Diejenigen wurden – »Go!« – kurzerhand weggeschickt. Für jemanden, der aus dem tiefsten Russland angereist war, wie wahrscheinlich der Typ mit dem МОСКВА-T-Shirt, musste das eine ziemlich herbe Enttäuschung sein. Heute weiß ich, dass es sich bei der Sache mit dem Rasierzeug um so etwas wie einen ersten Test handelt. Die Fremdenlegion will nur Leute, die auf ihren Körper achten. Und mal ehrlich: Warum sollte die Legion schon bei der Erstaufnahme jedem Rasierer und Handtücher schenken? Mich und noch einen anderen winkte der Legionär zu sich: »Come in!«

Der Rest der Gruppe blieb auf dem Bürgersteig stehen und wartete weiter. Damals hatte ich keinen blassen Schimmer, warum nur wir beide hinein durften - die anderen hatten schließlich auch Wasch- und Rasierzeug dabei. War mir aber in dem Moment scheißegal. Hauptsache, ich war drin. Viel später erst wurde mir klar: Das war nichts weiter als Schikane, eine Zermürbungstaktik. Die Fremdenlegion will eben Kämpfernaturen, die sich nicht vom ersten Rückschlag ins Bockshorn jagen lassen und aufgeben.

Im Inneren sah die Kaserne unerwartet alt und abgenutzt aus. Farbe bröckelte von den Wänden. Es roch nach Linoleum und Putzmitteln. Der Legionär machte keinen Versuch, sich mit mir zu unterhalten. Der andere Freiwillige - es war der Typ mit der kaputten Baseballkappe - schwieg ebenfalls und trottete hinter uns her. Ich war gespannt, wie es weitergehen würde. Sozusagen meine ersten Schritte auf dem Territorium der berühmten Fremdenlegion.

Ich wurde in ein Büro gerufen. Dort saß ein Legionär hinter seinem Schreibtisch.

»Passport«, er klappte mit einer Geste alle Finger der rechten Hand auf und zu. Ich gab ihm meinen Ausweis und - die hatte ich vorsichtshalber auch mitgebracht - meine Geburtsurkunde. Der Legionär warf einen kurzen Blick darauf und ließ beides in einem großen braunen Briefumschlag verschwinden. Außerdem nahm er mir Führerschein und Bargeld ab.

Alles geschah beinahe automatisch, ohne weitere Fragen oder Erläuterungen. Stattdessen drückte er mir einen mehrsprachigen Zettel mit ein paar Fragen in die Hand.

»Wie du heißt?«, lautete die erste Frage. Das Deutsch hörte sich wie der Google-Übersetzer an.

»Beruf?«

Diese Frage beantwortete ich nicht. Nach meinem Fachabitur hatte ich eine Festanstellung in einem Betrieb



für Sanitärtechnik bekommen. Nach der Wirtschaftskrise im Herbst 2008 stand mein Job auf der Kippe. In dieser Zeit begann ich, mich für die Fremdenlegion zu interessieren. Den Job ließ ich sausen. Als ich das Blatt zurückgab, sah ich, dass der Legionär kurzerhand »mécaniciens automobile«, was ich als Automechaniker deutete, dort eintrug. Ich protestierte, aber er reagierte nicht darauf und schob den Zettel zu Ausweis, Bargeld und Führerschein in den Umschlag.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, mir mit anderen Freiwilligen in einem Warteraum irgendwelche Propagandavideos, die ich schon aus dem Internet kannte, anzusehen. Alle schwiegen und taten so, als wäre der Fernseher das einzig Interessante im Raum. Ich fand es ziemlich eintönig. Der Jean-Reno-Legionär hatte uns hingebacht und uns gesagt - »Pscht!« -, dass wir nicht miteinander reden sollten. Jeder hielt sich daran. Es konnte ja sein, dass wir heimlich beobachtet wurden und das wieder eine Art Test war. Ich wollte keine Fehler machen und tat, was man mir befahl.

Am Abend führte man uns in einen Schlafsaal. Dort standen etwa zwanzig Betten, knapp die Hälfte davon war belegt. Große Fenster gingen zur Straße hinaus. Unter der Decke hingen Neonröhren. Ein grauer Linoleum-Fußboden verlieh dem Raum - zusätzlich zum Neonlicht - eine extrem ungemütliche Atmosphäre. Nachdem die Neonbeleuchtung ausgeschaltet worden war, schien das orangefarbene Licht einer Straßenlaterne zum Fenster herein. Ich holte mein kleines Notizbuch aus meiner Reisetasche und schrieb auf, was heute geschehen war. Ich hatte beschlossen, wann immer es in nächster Zeit möglich war, meine Eindrücke über die Fremdenlegion festzuhalten. Wer weiß, wofür es eines Tages mal gut sein würde ...

**Bonne chance**

»Du, du und du: Paris«, sagte der Fremdenlegionär, der aussah wie Jean Reno, und zeigte dabei mit dem Finger auf mich und zwei weitere Bewerber. Wir standen früh am Morgen im Hof der Kaserne in Straßburg. Ich war gestern dort angekommen und hatte eine unruhige Nacht hinter mir. Ich war aufgeregt und fragte mich, wie es wohl weitergehen würde.

»Paris«, sagte der Fremdenlegionär noch einmal und hob seine Hand, in der er drei braune Umschläge hielt. Sie sahen so aus wie der, in dem meine Papiere verschwunden waren.

»TGV. Paris. Légion à Fort de Nogent.«

Ich vermutete, dass er mich und die beiden anderen zu einem Standort der Fremdenlegion nach Paris schicken wollte. Wir folgten ihm zu einem weißen Renault-Transporter, der vor dem Gebäude stand. Der Fremdenlegionär setzte sich ans Steuer, ich stieg hinten ein. Als wir durch das Tor der Kaserne fuhren, schaltete er das Radio an.

Ein Sprecher verlas Nachrichten - natürlich auf Französisch. Obwohl ich so gut wie nichts verstand, hörte ich trotzdem zu. Ich wollte ein Gefühl für die Sprache bekommen. Auf einmal hörte ich im Auf und Ab der Sätze einen Begriff, den ich kannte: »Légion étrangère«.

Ich drehte mich zur Seite und schaute meinen Nebenmann, einen Typen mit einer runden Brille auf der Nase, mit fragendem Blick an. Vielleicht verstand er ja, was gerade gesagt wurde.

»Oh là là«, piff er durch die Zähne. Der Legionär stellte das Radio lauter. Die Stimme des Nachrichtensprechers kam krachend dumpf aus dem Lautsprecher und hallte dröhnend durch das Innere des Fahrzeugs. Jetzt verstand ich gar nichts mehr. Unser Fahrer hörte konzentriert zu - ich sah seine zusammengezogenen Augenbrauen im Rückspiegel - und drehte an einem der Regler des Radios.

Plötzlich wich das Dröhnen einem unnatürlich hohen, kreischenden Ton. Autsch, das tat weh!

Ich konnte »Chad« und »morts« heraushören. Es gab also irgendwelche Tote im Tschad. Bislang hatte ich gar nicht gewusst, dass dort überhaupt Kämpfe stattfanden. Weitere Sätze schrillten durch das Auto. Ich beugte mich vor zum Fahrersitz und schrie: »Pardon. What happened?«

»Ratatatatata!«, ahmte der Legionär lautstark das Geräusch einer Maschinenpistole nach. »Ratatatatata!«

Gleichzeitig hob er drei Finger und hielt sie mir dicht vors Gesicht. Ich hatte keine Ahnung, was er mir damit genau sagen wollte. Die Lautsprecher klangen, als würden sie gleich explodieren. Ich schrie gegen den Lärm an und fragte meinen Nebenmann, was los sei.

»Ein Fremdenlegionär ist im Tschad durchgedreht«, brüllte der mir auf Englisch ins Ohr.

»Und wer ist tot?«, schrie ich.

Im Radio wurde offenbar gerade jemand über eine grauenhaft schlechte Telefonverbindung interviewt. Es hörte sich an wie ein Spaceshuttle beim Start. Mein Sitznachbar rückte seine Brille zurecht, holte tief Luft und kämpfte mit seiner Stimme gegen das Getöse an: »Er hat zwei Legionäre und einen togolesischen Soldaten erschossen. Er ist desertiert.«

Ich verstand ihn kaum. Auch er hielt drei Finger zur Bestätigung in die Höhe. Langsam begriff ich, was er meinte.

Wahnsinn, dachte ich. Ich war gerade mal einen Tag dabei, und schon gab es die ersten Toten – und das noch nicht einmal bei einem echten Einsatz. Das war ja wirklich eine harte Truppe. Auf was für Menschen würde ich in der Fremdenlegion wohl noch stoßen?

»Ratatatatata!«, machte der Legionär wieder.

Wir standen an einer Ampel, und der Lärm musste wohl auch außerhalb des Fahrzeugs zu hören sein. Ich sah, wie die Leute auf dem Zebrastreifen stehen blieben und

versuchten, durch die getönten Scheiben in den Wagen zu blicken. Ein sandfarbener Hund, der aussah wie ein Kojote, stand bellend vor der Kühlerhaube des Renaults.

»Ratatatatata!«, blaffte unser Fahrer zurück.

Grün. Mit einem Ruck fuhren wir weiter. Einige Fußgänger mussten sich mit einem Sprung zur Seite in Sicherheit bringen. Mir fiel ein, dass an der Heckklappe des Wagens ein großer Aufkleber angebracht war, auf dem »Légion étrangère« stand. Ich musste lachen, als ich daran dachte, was die erschreckten Passanten wohl denken mochten, wenn sie den sahen. Das Fahrzeug schoss davon.

Mein Sitznachbar hielt sich die Ohren zu. Den Dritten im Bunde hatte ich ganz vergessen, weil er eine Reihe hinter uns saß. Als ich mich zu ihm umdrehte, staunte ich nicht schlecht: Der Typ hatte sich seine schmierige Baseballkappe tief ins Gesicht gezogen - und schlief seelenruhig. Durch das Loch in seiner Kappe konnte ich ein geschlossenes Auge sehen.

Plötzlich wurde ich ruckartig nach vorn geschleudert, als der Fahrer eine Vollbremsung hinlegte. Ich rieb mir die Schulter an der Stelle, wo der Sicherheitsgurt eingeschnitten hatte. Der Legionär hieb fluchend und stinksauer mit einem gewaltigen Faustschlag auf die Hupe. Ich verrenkte mich, um nach draußen zu sehen. Ich war neugierig und wollte wissen, was da los war.

Vor uns versuchte ein Fahrradkurier, die Straße zu überqueren. Er war ebenfalls wütend und fluchte. Wild gestikulierend machte er einen Schritt in Richtung Auto. Der Legionär löste seinen Sicherheitsgurt. Oh, oh. Der Motor lief im Leerlauf. Hinter uns staute sich der Verkehr. Das Radio dröhnte immer noch. Der Fahrradkurier hob den Stinkefinger in unsere Richtung.

Wenn der wüsste, wer im Wagen sitzt, dachte ich, würde er sicher ganz fix abhauen. Vor meinem geistigen Auge sah ich ihn schon eine ordentliche Tracht Prügel beziehen. Doch der Legionär blieb im Wagen sitzen und hieb erneut

auf die Hupe. Diesmal ließ er seine Faust lange darauf liegen. Ich beugte mich hinunter, denn ein Duftbäumchen in Form einer Windmühle, das am Rückspiegel befestigt war, baumelte in meinem Blickfeld. Ich wollte sehen, was der Fahrradkurier machte.

Das anhaltende Hupen und die laute Stimme des Nachrichtensprechers, die immer noch aus dem Auto drang, schienen ihn misstrauisch zu machen. Er zögerte und schob eine orangefarbene Gummitasche auf seinem Rücken zurecht. Dann entschied er sich dafür, sich wieder auf sein Mountainbike zu setzen. Der Legionär ließ die Hupe los - aber nur, um im nächsten Moment mit aller Kraft noch einmal draufzuhauen. Die Stimme des Nachrichtensprechers hackte weiterhin wild durchs Fahrzeug. Der Fahrradkurier drehte sich noch einmal kurz um und hob trotzig den Arm in Richtung Auto. Dann fuhr er davon.

Der Nachrichtensprecher verstummte - und im nächsten Moment explodierte »Pokerface« von Lady Gaga lautstark in meinem Kopf. Es schmerzte höllisch. Ich spürte die Vibration in sämtlichen Nervenenden. Wutschnaubend riss der Legionär am Lautstärkereglern des Radios.

Plötzlich war es totenstill. Alles, was ich noch hörte, war ein pfeifendes Ohrgeräusch, das ich vorher nicht gehabt hatte. Ich wollte unbedingt mehr über den Vorfall im Tschad in Erfahrung bringen und sprach den Fahrer an: »Ratatatata? Tschad?« Der Legionär schaute mich an, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank. Er schüttelte nur ungläubig den Kopf.

Das Klingeln in meinen Ohren ließ langsam nach. »Tschad?«, fragte ich noch einmal.

»Ach«, der Legionär machte eine wegwerfende Handbewegung über die Schulter. »C'est la vie.«

Ich war baff. Er klang so, als sei es nichts Besonderes, dass zwei seiner Kameraden von einem der ihren ermordet worden waren. In diesem Moment bestätigte die Realität

alle Gerüchte, die ich bislang über die Härte und Extreme der Truppe gehört hatte.

Ich kannte Geschichten von Kriminellen, die in die Reihen der Fremdenlegion geflüchtet waren, und von sadistischen Vorgesetzten, welche die Legionäre schikanierten. Und ich kannte Geschichten von einem neuen Leben: Wenn man sich als Legionär verpflichtet, bekommt man einen neuen Namen und eine andere Identität. Die Praxis der Namensänderung, das sogenannte Anonymat, besteht seit der Anfangszeit der Légion étrangère. Damals wollte man vermeiden, dass Legionäre nach der Rückkehr in ihr Heimatland wegen des Diensts für Frankreich bestraft wurden. In der Schweiz und in Österreich beispielsweise ist Militärdienst für einen anderen Staat auch heute noch illegal.

Das Anonymat macht den Dienst in der Fremdenlegion aber auch für Menschen interessant, die mit einer neuen Identität abtauchen wollen. Oder solche, die alles hinter sich lassen, weil sie nichts mehr zu verlieren haben. Auf jeden Fall extreme Typen, die sich nicht vor dem Tod fürchten und bereit sind, Risiken einzugehen. So sagt man jedenfalls. Ich hatte ja bereits festgestellt, dass niemand viel – genauer gesagt: so gut wie nichts – von sich erzählte. Man hielt sich bedeckt. Irgendwie geheimnisvoll. All das fand ich extrem interessant.

Nach den Nachrichten im Radio hatte ich zum ersten Mal wirklich das Gefühl, dass ich mich auf ein Abenteuer einließ. Und ich konnte es kaum noch erwarten.

Kurze Zeit später hielten wir am Bahnhof. Aha, stellte ich erleichtert fest, wir würden also nicht mit dem Auto nach Paris fahren, sondern mit dem Zug. Hatte ich bis dahin gar nicht gecheckt. Gut, sonst hätte ich wahrscheinlich bei der Ankunft bereits aus den Ohren geblutet – ein leises Klingeln hatte ich immer noch. Na toll, hoffentlich geht das schnell weg, dachte ich. Tinnitus konnte ich ja nun gar nicht gebrauchen.